

Beherzt streiten – verbindlich kommunizieren.

Herausforderung Katholizität.

Julia Knop, Erfurt

Titel-Folie

Als ich über ein Thema und einen Titel für den heutigen Vortrag nachgedacht habe, war für mich schnell klar, dass es um Verständigung gehen sollte. Um konstruktive Kommunikation. Um Kommunikation, die auf Verstehen zielt und Verständigung auch erreicht. Kein *small talk* und kein *big talk*. Reden also nicht, um Stille zu überbrücken, aber durchaus, zumindest wenn es nötig ist, um Schweigen zu brechen oder einem drohenden Gesprächsabbruch zuvorzukommen. Kommunikation, der es nicht darum zu tun ist, große Reden zu schwingen, sondern die das Ziel und im Idealfall auch den Effekt hat, sich oder etwas verständlich zu machen und ins Handeln zu kommen. Kommunikation, die sich nicht begnügt mit einem: „Gut, dass wir darüber gesprochen haben“, sondern die kreativ und konstruktiv wird und ins Werk setzt, wovon die Rede war.

Wieso einem solche Themen einfallen, wenn es um Thomas Södings 65. geht, muss ich wahrscheinlich niemandem hier erklären. Wir kennen ihn alle als einen Meister beherzter Kommunikation und ebenso verbindlicher wie effektiver Verständigung, die Wirklichkeit verändert und gestaltet. Davon könnte ich selbst und könnten wahrscheinlich Sie alle aus Ihren Kontakten und Kooperationen mit Thomas Söding erzählen. Aber ich soll ja heute nicht die Laudatio halten, sondern bloß einen Vortrag, der den zu Würdigenden, dich, lieber Thomas, hoffentlich erfreut und dem deine Gäste auch gern und mit Interesse zuhören mögen.

Also: Effektive Kommunikation. Verständigung, die Wirklichkeit verändert. Ich habe es im Vortragstitel noch etwas schärfer formuliert: „Beherzt streiten – verbindlich kommunizieren. Herausforderung Katholizität.“ Meine aktuellen Berührungspunkte mit Thomas Söding liegen thematisch v. a. auf zwei Feldern: auf dem Feld der Ökumene und beim Synodalen Weg. Beide Felder würden sich vortrefflich eignen, um über verbindliche Kommunikation, beherzten Streit und die Herausforderungen, denen wir uns als katholische Kirche derzeit zu stellen haben, nachzudenken. Ich will mich heute auf die Debatten auf dem und rund um den Synodalen Weg konzentrieren und das meiner Überschrift entsprechend in vier Schritten tun:

Folie Gliederung

1. Wieso Konfliktscheu kein Mittel der Wahl ist und, wer Konflikte vermeiden will, zugleich ihre Lösungen vermeiden kann
2. inwiefern ein ernsthaft geführter und bewusst gestalteter Diskurs nicht nur not-, sondern auch guttun kann,
3. was es mit dem beherzten Streiten und verbindlichen Kommunizieren auf sich haben kann
4. inwiefern, wenn uns das gelingt, wir uns für die Herausforderung, im 21. Jahrhundert gut katholisch zu sein, gewappnet fühlen dürfen.

1. Konflikte vermeiden?

Konflikte sind nicht jedermanns Sache. Besonders in der Kirche. Dort sollen Eintracht und Frieden herrschen, wie es Lukas in der Apostelgeschichte zwar nicht als Abbild, aber als Idealbild der Jerusalemer Urgemeinde gezeichnet hat. Die kirchliche Realität sah schon damals anders aus – der Anspruch bleibt derselbe: Der Einheit im Glauben soll Eintracht im Herzen entsprechen. Überzeugung und Gemeinschaft sollen in eins gehen. Denn Christinnen und Christen verbindet nicht Verwandtschaft, sozialer Status oder ethnische Zugehörigkeit, sondern der Glaube an Jesus Christus und der Wille, diesem Glauben im Leben zu entsprechen. Ob Jude oder Grieche, Mann oder Frau, Sklave oder freier Mann: sie sind einer geworden in Christus Jesus (Gal 3,28). *Communio im Glauben* meint *Verbundenheit im Bekenntnis* wie auf *sozialer Ebene*, die wiederum rituell *als sakramentale Gemeinschaft* sichtbar wird. Deshalb bedeutet die Taufe zugleich Einstimmen in eine Überzeugung wie Eintreten in eine Gemeinschaft, und deshalb folgt, wenn es Spitz auf Knopf kommt, der individuellen Aufkündigung der Bekenntnisgemeinschaft die institutionell ausgesprochene Exkommunikation, also die Aufkündigung der Gottesdienst- und Kirchengemeinschaft.

Konflikte stören in Überzeugungsgemeinschaften daher vielleicht sogar stärker als in verwandtschaftlichen Beziehungen. In einer Familie mag zum Weihnachtsfest die Gans genauso zu gehören wie ein handfester Familienkrach. In Überzeugungsgemeinschaften ist das anders. Dort stellen Konflikte Einmütigkeit im Bekenntnis infrage und in eins damit die empfundene oder institutionell geregelte Verbundenheit untereinander. Sie machen sichtbar, wie fragil die gemeinsame Identität ist. Konflikte triggern die Sorge, dass die *Communio* zerbricht, die auf Konsens basiert. Nicht von ungefähr erinnern Bischöfe im Konfliktfall sich selbst und andere geradezu reflexartig daran, dass sie zum Dienst an der Einheit der Kirche bestellt sind. Damit meinen sie nicht nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie den positionellen, sozialen und gottesdienstlichen Frieden innerhalb ihrer Diözese. Das bischöfliche Mahnwort, Einheit zu bewahren, mahnt die Katholikinnen und Katholiken vor Ort zur Einheit mit dem römischen Lehramt, das die Maßstäbe der Verbundenheit im Glauben setzt und tatsächliche Verbundenheit beurteilt.

Dass Konflikte insbesondere bei jenen Besorgnis auslösen, die für den Zusammenhalt einer Gemeinschaft Sorge tragen, ist menschlich völlig verständlich. Allerdings ist der Konflikt als solcher zunächst ja bloß ein Indiz dafür, dass ein Thema in Bewegung ist. Dass überkommene Positionen nicht mehr so überzeugen, dass sie auch verbinden. Streit ist ein Indiz dafür, dass in einer Gruppe neu um Einvernehmen gerungen wird und dabei verschiedene konfligierende Deutungen oder Interessen aufeinanderprallen. So gesehen, sind Konflikte das Normalste von der Welt; ein Modus menschlicher Interaktion im Umgang mit Unterschieden und normalerweise ein vorübergehendes Moment. Eine konfliktfreie Welt, nicht weniger eine konfliktfreie Kirche, wäre nur um den Preis einer Egalisierung oder Nivellierung von Standpunkten und Perspektiven und Interessen, Ansprüchen und Bedürfnissen zu haben – also um den Preis dessen, was den Menschen als Subjekt und soziales Wesen, man könnte auch sagen: als lebendige Person und gewissenhaftes Subjekt, ausmacht. Totalitäre politische Systeme aus Geschichte und Gegenwart

zeigen, wie das geht und was es kostet, wenn Debatten nicht zugelassen und ausgetragen, sondern gelehnt oder im Keim erstickt werden.

Auch eine konfliktfreie *Kirche* bedeutete keinen Paradiesesfrieden, sondern Friedhofsruhe. In kirchlichen Konflikten geht es in der Regel nicht um Blut und Boden, Leib und Leben, Hab und Gut. Die entscheidenden Konflikte einer Gemeinschaft, deren verbindendes Moment eine gemeinsame Überzeugung ist, sind positioneller und interpretatorischer Art. Es sind Überzeugungs- und Identitätskonflikte. Unterschiedliche Vorstellungen davon, was das Evangelium für unsere Tage bedeutet, wer wir als Kirche heute sein wollen und was das für unser Weltverhältnis und Weltverhalten bedeutet, konfliktieren: Sie konsentieren nicht, vielleicht nicht mehr. Sie koexistieren auch nicht schieblich-friedlich, nebeneinander, sondern sie prallen aufeinander, weil es um etwas geht, das wichtig ist. Wie konfliktiv das sein kann, erleben wir in diesen Monaten immer wieder.

Was wir freilich auch erleben, ist, dass Konfliktscheu nichts löst. Die ängstliche Mahnung, man möge doch bitte, bitte nicht streiten, schafft keinen Konflikt aus der Welt, im Gegenteil. Sie kann ihn weiter verschärfen, konfliktierende Positionen fixieren und ihre dynamische Entwicklung aufeinander zu oder auf eine gemeinsame Ebene verhindern. Einen Konflikt zu vermeiden heißt eben häufig auch, seine Lösung zu vermeiden und das Entwicklungspotenzial, das einer Lösung innewohnt. Aus einem bearbeiteten, gelösten Konflikt gehen alle Beteiligten verändert heraus. Wer solche Entwicklung von vornherein ausschließen will, weil er Veränderung als solche ablehnt, unabhängig davon, worum es geht, wird deshalb Strategien entwickeln, die eine konstruktive Bearbeitung des Konflikts vermeiden.

In einer Bekenntnisgemeinschaft, deren bedrängendste Konflikte Überzeugungs- und Identitätskonflikte sind, heißt Konfliktvermeidung normalerweise Diskursverweigerung. Das kann durch eine autoritative oder stillschweigende Tabuisierung strittiger Themen der Fall sein, aber auch durch Störmanöver im Diskurs, der sich nicht mehr vermeiden ließ. In der großen weiten Weltkirche sind eine Reihe von Beispielen bekannt, Streit zu vermeiden: Man kann eine Debatte für beendet erklären, noch bevor sie offiziell geführt wurde. Man kann den kirchlichen Ermessensspielraum in einer Streitfrage einem göttlichen Machtwort unterordnen, so dass, wer den Streit dennoch führen wollte, sich dazu verhöbe, ein Gottesurteil infrage zu stellen. Aus den ersten Tagen des Synodalen Wegs erinnere ich an einen Antrag zur Geschäftsordnung, der, wäre er angenommen worden, konfliktive Themen von vornherein der Plenardebatte, also dem freien Diskurs, entzogen und von vornherein eine Entwicklung in Sachfragen verhindert hätte. Oder denken Sie an Rückzüge einzelner Synodaler aus dem Diskurs, sei es ohne großes Aufheben, sei es deutlich vernehmbar mit dem erklärten Ziel, durch den eigenen Rückzug zugleich das Ergebnis der weiteren Debatte zu delegitimieren.

Die ehrliche Sorge um Einheit, die dazu motivieren kann, Konflikte zu meiden oder aktiv zu unterbinden, kann im Ergebnis daher ausgesprochen kontraproduktiv wirken: die konfliktierenden Teilchen erstarren im Aufprall, die sozialen Bindekräfte erkalten – der Konflikt wird vom Momentum zum Zustand; statt einer Lösung zuzuarbeiten fixiert man das Problem. An die Stelle der Bitte, nicht zu streiten, würde ich daher, was aktuelle kirchliche Debatten angeht, ein beherztes: „Gott sei Dank, sie streiten sich!“ ausrufen.

2. Konflikte gestalten!

Franz-Josef Overbeck, Bischof von Essen, hat 2019 eine friedensethische Standortbestimmung nicht für die katholische Kirche, sondern, in seiner Eigenschaft als Militärbischof, für die Deutsche Bundeswehr vorgenommen. Diese Standortbestimmung ist ein klares Plädoyer dafür, dass wir als Gesellschaft eine „konstruktive Konfliktkultur“ ausbilden und kultivieren. In seinem Text lotet Overbeck die ethischen Grundlagen, operativen Bedingungen und sozialen Chancen einer Konfliktkultur aus, die diesen Namen verdient. Leitend ist dabei die Überzeugung, dass einem Konflikt, sofern er beherzt aufgenommen und aktiv gestaltet wird, ausgesprochen positives Potenzial innewohnt. Er schreibt:

Folie Zitat

„Konflikte besitzen ... eine unverzichtbare soziale Funktion, ohne die menschliches Leben, individuelles wie soziales, nicht aufblühen kann. Konstruktiv ausgetragene Konflikte halten persönliche und institutionelle Beziehungen, beispielsweise in Verbänden oder Parteien, lebendig und treiben sie voran. Entscheidend [für Zusammenhalt und Gedeihen einer Gesellschaft] ist also nicht die Existenz von Konflikten, sondern die Art und Weise, wie Konflikte ausgetragen werden. Daher kommt es darauf an, unser kritisches Denkpotezial ... in den Dienst der Aufgabe zu stellen, Konflikte konstruktiv und möglichst wenig destruktiv zu gestalten. Demnach sollte das Leitbild einer friedensorientierten Politik nicht ein gänzlich konfliktfreies Miteinander sein. Vielmehr sollte im Fokus stehen zu lernen, mit Konflikten lösungsorientiert und tolerant umzugehen, sich also das konstruktiv-positive Potenzial von Konflikten zunutze zu machen.“¹

Konflikte also, insofern sie fair und aktiv gestaltet werden, als kreatives Moment, das der Vitalität und Entwicklungsfähigkeit eines Gemeinwesens zugutekommt. Konfliktbearbeitung, die die Bindekräfte einer Gesellschaft stärkt, statt ihre fragilen Momente zu verschärfen. Konfliktbearbeitung, durch die man sammelt, nicht zerstreut, und aufbaut, nicht zerschlägt. Konfliktbearbeitung also, die genau das bewirkt, was diejenigen in Kirche und Gesellschaft, die Debatten und Konflikte eher scheuen und meiden, zu gefährden fürchten: überzeugungs-basierten neuen Zusammenhalt.

Das Papier des Militärbischofs bezieht sich auf *friedensethische* Herausforderungen, denen sich unsere *Gesellschaft* je neu stellen muss. Diese Herausforderungen entfalten im Leben und Alltag, besonders natürlich in gefährlichen Einsätzen der Soldatinnen und Soldaten, akute Dringlichkeit. Für die Bearbeitung des *politischen* Konflikts, in den sie geschickt werden, werden sie militärisch ausgebildet. Ob und warum sie diesen Einsatz leisten dürfen, der bis zum Einsatz ihres Lebens und ihrer psychischen Stabilität reicht, ist aber auch eine *Gewissensfrage*. Die Gewissensfrage kann zum *Gewissenskonflikt* werden und darf und soll dann auch gewissenhaft ausgetragen werden.² Das betrifft nicht nur den einzelnen Soldaten, die einzelne Soldatin, und die militärische und politische Führung eines Landes. Das ist eine Herausforderung der ganzen Gesellschaft. Denn die Soldatinnen und Soldaten setzen ihr Leben, ihre körperliche und seelische Integrität

¹ F.-J. Overbeck, Konstruktive Konfliktkultur. Friedensethische Standortbestimmung des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche Bundeswehr, Freiburg/Br. 2019, 10.

² Siehe Urteil des Bundesverwaltungsgerichts 2005, nach dem Soldaten aus Gewissensgründen einen Befehl verweigern dürfen, ohne dass dies zum Ausschluss aus der Bundeswehr oder Karriere-Nachteilen führen darf.

und ihr Gewissen im Auftrag unserer Gesellschaft ein, nicht auf eigene Kappe und auch nicht nur aufgrund eines Befehls ihrer Vorgesetzten. Deshalb votiert Franz-Josef Overbeck wörtlich: „Die Gewissensnöte der Soldaten müssen die Gewissensnöte aller Bürger werden“³. Der Ertrag einer solchen gesamtgesellschaftlichen Verständigung könnte ungeheuer produktiv ausfallen, denn, noch einmal Zitat, denn

Folie Zitat

„was würde die Kohärenz unserer Gesellschaft ... mehr fördern als ein in Respekt ausgetragener Streit über die sittliche Identität unserer Gesellschaft und unseres Staates in einer Welt, die sich grundstürzenden Veränderungen ausgesetzt sieht und in der der gesellschaftliche Zusammenhalt immer mehr unter Druck gerät?“⁴

Was für die Gewissenhaftigkeit einer Gesellschaft recht ist, sollte für die Integrität einer Kirche nur billig sein. Vielleicht ging es Ihnen bei diesem letzten Zitat von Franz-Josef Overbeck auch so: Man liest oder hört „Gesellschaft“ und denkt, getriggert durch monatelange Debatten: „Kirche“. Man liest oder hört „sittliche Identität“ und denkt zumindest auch an christliche oder allgemeiner: religiöse Identität. Und bei der Rede von grundstürzenden Veränderungen, die den sozialen Zusammenhalt gefährden, liegt die Parallele zu aktuellen religiösen und kirchlichen Herausforderungen erst recht auf der Hand.

Hören wir dieselben Sätze, dasselbe Votum für einen gewissenhaft geführten konstruktiven Konflikt daher noch einmal, nun aber ausdrücklich ekklesiologisch zugespitzt:

Folie verändertes Zitat (grün)

<< Was würde die Kohärenz unserer Kirche ... mehr fördern als ein in Respekt ausgetragener Streit über die religiöse Identität unserer Kirche in einer Welt, die sich grundstürzenden Veränderungen ausgesetzt sieht und in der der religiöse Zusammenhalt immer mehr unter Druck gerät? >>

3. Beherzt streiten – verbindlich kommunizieren

Man tut wohl weder Franz-Josef Overbeck noch den 229 anderen Synodalinnen und Synodalen Unrecht, wenn man den 2019 einvernehmlich beschlossenen und begonnenen Synodalen Weg der katholischen Kirche in Deutschland als Form konstruktiver Krisenbearbeitung und Konfliktgestaltung betrachtet. Ursache der Krise und Anlass der synodalen Konfliktbearbeitung ist, wie man leider bis in höchste kardinale Kreise in Rom hinein immer wieder in Erinnerung rufen muss, nicht der Glaubensschwund in Westeuropa, sondern das Drama von Machtmissbrauch, physischer und sexualisierter Gewalt und Seelenmord, der durch Kleriker im Schutz eines klerikalen Systems an Kindern und Jugendlichen erfolgen konnte. Es geht um eine kirchliche Verständigung über kirchliches Selbstverständnis angesichts eines umfassenden, grundstürzenden System- und Leitungsversagens. Es geht darum, eine angemessene Gestalt kirchlicher – und das bedeutet katholisch immer: spiritueller wie institutioneller – Umkehr und Erneuerung zu finden und sie in Herz und Struktur der Kirche zu implementieren. Dass dabei von der Bewertung der Krise über die Analyse ihrer Ursachen bis hin zu Wegen, sie zu bewältigen, sehr unterschiedliche

³ F.-J. Overbeck, Konstruktive Konfliktkultur, 105.

⁴ F.-J. Overbeck, Konstruktive Konfliktkultur, 106.

Positionen und natürlich auch handfeste Interessen um Machterhalt konfliktieren, nimmt nicht wunder. Auch ist klar, dass Analyse und Lösungsoptionen religiöse Grundüberzeugungen tangieren. Deshalb kann natürlich auch der Konflikt um Analyse und Lösung selbst religiös aufgeladen und instrumentalisiert werden kann.

Umso wichtiger, dass das diskursethische Niveau dieser Debatten deutlich markiert ist und gehalten wird. Sonst ist das positive Potenzial des Diskurses perdu, noch bevor man bei den heißen Themen angekommen ist. Dazu noch einmal Overbeck, der in seinem Paper anlässlich einer spezifischen friedensethischen Frage Kriterien eines konstruktiv bearbeiteten Konflikts, einer produktiv geführten Debatte formuliert. Sie können ohne weiteres verallgemeinert und für kirchliche und aktuelle synodale Debatten aktiviert werden:

Folie Zitat (grün + grau)

„Produktiv ausgetragen wird dieser Konflikt, wenn er erstens in aller sachlichen Härte ausgetragen wird, wenn zweitens die Würde der Dialogpartner respektiert wird, niemandem drittens seine Gewissenhaftigkeit abgesprochen wird, wenn viertens das Bewusstsein vorherrscht, dass niemand im Besitz der Wahrheit oder Moralität ist, sondern dass sich Wahrheit nur im Dialog und nur nach Maßgabe des Menschenmöglichen herauszuschälen vermag, und wenn fünftens eine ganz andere Wertschätzung gegenüber dem Dienst des Soldaten – ich ergänze: der Gläubigen, der Kleriker, der Expertinnen und Experten – und [ihren] Gewissensnöten in unserer Gesellschaft Raum greifen würde.“⁵

Also: fünf Bedingungen eines konstruktiv ausgetragenen Konflikts in Überzeugungsfragen und Identitätskonflikten, die dazu helfen, Fliehkräfte zu bündeln und soziale Kohärenz zu stärken, in unserem Fall also angesichts einer grundstürzenden Erschütterung kirchlicher Identität Umkehr und Erneuerung der Kirche und Eintracht und Frieden im Gottesvolk zu befördern.

1. Hart in der Sache,
2. im Respekt vor der Würde des anderen,
3. im Vertrauen auf seine Wahrhaftigkeit,
4. auf dem Weg dialogischer Wahrheitsfindung und im Bewusstsein des Menschenmöglichen
5. sowie in einer Haltung der Wertschätzung gegenüber dem Einsatz und der Gewissenhaftigkeit des anderen

soll die Debatte geführt werden – von A bis Z, von der Analyse und Deutung der Krise bis hin zu einer fundamentalen und nachhaltigen Erneuerung der Kirche, auf dass man ihrer Botschaft wieder Glauben schenken und den Boten wieder trauen mag.

Im Grundlagentext des Forum I des Synodalen Weges, die meisten hier werden es kennen, gibt es zu genau solchen diskursethischen Kriterien eine bemerkenswerte Passage. Ich zitiere aus der Nr. 4 im ersten Teil:

⁵ F.-J. Overbeck, Konstruktive Konfliktkultur, 105f.

Folie Synodaler Weg

„Ein aufmerksamer und ambiguitätssensibler Umgang mit Komplexität kann als eine Grundsignatur intellektueller Zeitgenossenschaft gelten – und erfasst auch die heutige Theologie. Auch für sie gibt es nicht die eine Zentralperspektive ... Auch in der Kirche können legitime Anschauungen und Lebensentwürfe sogar bei Kernüberzeugungen miteinander konkurrieren. Ja, sie können sogar zugleich den jeweils theologisch gerechtfertigten Anspruch auf Wahrheit, Richtigkeit, Verständlichkeit und Redlichkeit erheben und trotzdem in der Aussage oder in der Sprache widersprüchlich zueinander sein.“

Worum geht es? Zunächst ist es eine schlichte Feststellung: auch in Wahrheitsfragen, auch bzgl. der Interpretation und der Rezeption kirchlicher Lehre, gibt es verschiedene Perspektiven, die einander ergänzen, aber auch widerstreiten können. Das liegt an unterschiedlichen Standpunkten und Rollen, Erfahrungen und Kulturen und nicht weniger an der jeweiligen geschichtlichen und kulturellen Verortung und Genese solcher Lehren. Es kann daher zu einer harten Konkurrenz konfligierender Deutungen kommen, die gleichermaßen den Anspruch erheben und eine wie die andere überzeugt davon sind, richtig bzw. angemessen zu sein. Wenn es um nichts ginge oder alles gleich gültig wäre, müsste man ja nicht streiten. Das gehört zum Lauf der Dinge und muss als solches nicht beunruhigen. Entscheidend aber ist, im Falle konfligierender Interpretationen handlungs-, und das bedeutet in einem synodalen Prozess immer auch: kommunikationsbereit und entscheidungsfähig zu bleiben. Niemandem ist gedient, wenn man einen Streit, wo er aufbricht, autoritativ abbricht und im Scheuklappenmodus weiter so macht wie bisher. Dazu heißt es weiter im Text:

Folie Zitat zweiter Teil

„Dass Pluralität in Wahrheits- und Lehrfragen legitim und eine Chance ist, betrifft auch die Debatten auf dem Synodalen Weg. Man muss es nüchtern feststellen und aushalten: Auch in der deutschen Kirche treffen sehr verschiedene theologische Denkformen und kirchliche Kulturen aufeinander. Sie haben ihr je eigenes theologisches Recht; sie müssen nicht in ein harmonisierendes Drittes aufgelöst oder in homogenisierende Formate gepresst werden. Die Aufgabe lautet, angesichts einer legitimen Vielfalt von Interpretationen, wie und wofür Kirche gut sein soll, eine kirchliche Kultur der Auseinandersetzung und des Voneinander-Lernens zu entwickeln. Dies gilt auch für die Abstimmungen in den verschiedenen weltkirchlichen Kontexten und auf den verschiedenen weltkirchlichen Ebenen.“

Folie Überblendung Samuel Aquila

Neben manchen anderen waren es besonders diese Passagen, die Widerspruch noch gar nicht von jenseits der Alpen, aber von jenseits des großen Teichs evoziert haben. Der Erzbischof von Denver, Samuel Aquila, liest diese Zeilen zur Komplexität und Ambiguität der *Interpretationen* kurzerhand als Statement über *Autorität und Gehorsam* und zieht dabei kurzerhand die Differenz von Lehre und Theologie, Position und Reflexion, ein. Konfligierende Positionen wahrzunehmen und einen Konflikt der Interpretationen konstruktiv austragen zu wollen, ist für ihn deshalb nicht weniger als ein „Bekenntnis zu einem expliziten, radikalen Relativismus der Lehre“. Das sei, Zitat, „ein bemerkenswerter Anspruch, wenn auch nur wegen seiner

Unverständlichkeit“. Treue zum Lehramt werde durch weltanschaulichen Relativismus ersetzt, Wahrheit durch Interpretation und apostolische Autorität – sie ist der rote Faden des gesamten Briefs – durch einen endlosen und ziellosen Dialog, in welchem, steiler geht es nun nicht mehr, die göttliche Offenbarung selbst gefangen gehalten werde. Aquilas mitbrüderliche Empfehlung an die deutschen Bischöfe: Rückkehr zur ersten Liebe, dem Gekreuzigten, den sie in seinen Augen offensichtlich verraten haben; Mut zum furchtlosen Zeugnis wider die falschen Propheten statt bequemer Anpassung an den Zeitgeist; Standhaftigkeit gegenüber der Verachtung der ungläubigen Welt, die in den „Pathologien“ des Synodalen Wegs Raum greife.

Ich bin froh, dass die Mehrheit der deutschen Bischöfe diesem offenen Appell zur Diskursverweigerung und Konfliktvermeidung nicht folgt und die Strategie des Absenders leicht durchschaut: Der Bischof von Denver stellt Machtfragen *als* Bekenntnisfragen, um bestehende Strukturen zu fixieren, sie jeglicher Kritik zu entziehen und ihre offensive Verteidigung zur Identitätsfrage des Katholischen zu stilisieren. Hätte er recht und fände er Zustimmung, wäre damit allen Strukturdebatten von vornherein die katholische Legitimität genommen. Im Jargon unserer Tage gesagt: Die systemische Ebene von Aufarbeitung und Erneuerung, die *purgatio institutionis*, wäre von vornherein ausgeschlossen. Kritisch auf womöglich toxische Strukturen zu achten, wäre nicht relevant und, was aus Denver Perspektive womöglich noch schlimmer wäre, nicht mehr katholisch. Ein Bischof, der, wie es jüngst Georg Bätzing in Reaktion auf das Rücktrittsangebot von Reinhard Marx getan hat, die auf fundamentale Krise der Kirche fundamentale Antworten finden will und deshalb natürlich auch institutionelle Fragen stellen und beantworten will, ein solcher Bischof wäre nicht mehr katholisch. Dieses durchsichtige Manöver bedeutete im Ergebnis – und das halte ich für viel gravierender als einen episkopalen Zwist zwischen us-amerikanischen und deutschen Bischöfen – eine offene Verhöhnung derer, die im Schutz der bestehenden Machtverhältnisse in der Kirche auf eine Weise benutzt und erniedrigt wurden, dass es zum Himmel schreit. Denn was der Erzbischof von Denver als Teil *der Lösung* propagiert: die Aufrichtung und Stabilisierung religiös begründeter Autorität, hat sich je länger je deutlicher als Teil, ja, als zentraler Faktor *des Problems* erwiesen: kirchliche Machtstrukturen, die strikt hierarchisch und amtlich verlaufen und Legitimation und Rechenschaftspflichten, Kontrolle und Transparenz wenn überhaupt, dann nur „nach oben“ kennen.

Diese Debatten müssen geführt werden und sie werden beim Synodalen Weg geführt: Hart in der Sache, doch im Vertrauen auf die Kraft dialogischer Wahrheitsfindung und im Respekt vor der gewissenhaften Beteiligung des anderen, um noch einmal die diskursethischen Maßstäbe aufzugreifen, die Franz-Josef Overbeck für gesellschaftliche Debatten formuliert hat.

Im Forumstext heißt es dann auch entsprechend weiter:

Letzte Folie

„Eine kirchliche Konfliktkultur, die ihren Namen verdient, ist vor allem davon geprägt, dass die Protagonisten sich nicht in zwei Fallen führen lassen:

- Sie werden sich erstens weigern und werden es bewusst vermeiden, sich wechselseitig die Katholizität und katholische Legitimität abzusprechen. Vielmehr wird man die Bereitschaft kultivieren, von anderen Positionen zu lernen, aufeinander und auf das Wirken

des Geistes in diesem Dialog hören. Zugleich wird man sich gegenseitig herausfordern, die eigene Position plausibel und transparent als legitime Auslegung des Evangeliums zu begründen und argumentativ zu verdeutlichen. ...

- Zweitens werden sie sich dagegen wehren und werden vermeiden, diese Debatte auf Kosten konkreter Entscheidungen und Reformen zu führen. Handlungsfähigkeit darf nicht durch Diskursblockaden aufs Spiel gesetzt werden. Die Debatte muss konstruktiv und lösungsorientiert geführt werden. Korrektur- und Reformbedarfe müssen auch dann beantwortet werden, wenn noch keine letzte Synthese erreicht werden konnte. Konflikte müssen in Prozessen einer geistlichen Unterscheidung in Gemeinschaft wahrgenommen, gedeutet und angegangen werden, in denen die Gläubigen mit verschiedenen Positionen aufeinander und auf das Wirken des Heiligen Geistes hören. In solchen gemeinsamen Lernprozessen, die der Einheit und Glaubenskraft der Kirche dienen, können auch grundsätzliche Anfragen gestellt werden, die auf eine Weiterentwicklung der Lehre und ihr folgend der kirchlichen Rechtsordnung zielen.“

Folien ausblenden

4. Herausforderung Katholizität

Katholizität ist ein Synonym für Synodalität. Für Einheit in Vielfalt, prozedural und dynamisch gedacht. Für eine Haltung und für Strukturen, die eine Gemeinschaft, die im Bekenntnis und in fundamentalen Überzeugungen übereinkommt, beieinander hält und voranbringt. Das wird umso besser gelingen, je beherzter gestritten und je verbindlicher kommuniziert wird. *Quod omnes tangit, ab omnibus approbari debet* – was alle angeht, jeden und jede berührt, muss von allen traktiert und approbiert, sprich: besprochen und vereinbart werden. Anders ausgedrückt: wir brauchen das Commitment, um gemeinsam auf Sendung zu gehen und die gemeinsame Sendung zu erfüllen. Eine gute Konfliktkultur ist nicht erst das Ziel eines Weges, sondern unterwegs entscheidend. Mit dem Synodalen Weg hat die Katholische Kirche in Deutschland dafür Strukturen gefunden, die die Ernsthaftigkeit dieses Ziels unterwegs bereits einüben und bewähren sollen. Was die synodalen Formate, die das Kirchenrecht vorsieht, noch zu wenig realisieren – dass das ganze Gottesvolk, Bischöfe und Gläubige, Expert:innen und Laien, miteinander beraten und zu guten Entscheidungen kommen –, ist dem Synodalen Weg in Deutschland von Beginn an ins Herz, zumindest in die Satzung geschrieben. Das macht ihn aus kirchenrechtlicher Perspektive fragiler und auf den ersten Blick auch weniger verbindlich. Sein moralisches und ekklesiales Gewicht dürfte dadurch jedoch umso größer werden. Denn Verbindlichkeit und Vertrauen sind weder bloß individuelle Kategorien noch lassen sie sich vollständig in Strukturen abbilden. Katholisch ist immer beides gemeint: Innen und Außen, „die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft, die irdische Kirche und die mit himmlischen Gaben beschenkte Kirche“ (LG 8).

Mögen die Beschlüsse des Synodalen Wegs aus sich heraus noch kein Recht in Kraft setzen – die Diözesanbischöfe unter den Synodalen, die entsprechende Befugnisse haben, Recht zu setzen und fortzuschreiben, werden daran gemessen werden, wie sehr sie sich unterwegs haben binden und synodal verbinden lassen. Auch das ist ja Dienst an der Einheit – unterwegs wie am Ziel, vor Ort wie in der großen weiten Weltkirche.

Die nötige dreifache Mehrheit, die ein Beschluss der Synodalversammlung braucht:

- die Mehrheit des Plenums,
- die Mehrheit der Bischöfe,
- und, auf Antrag, die Mehrheit der Frauen,

wird am Ende nicht nur synodale Ergebnisse, sondern auch synodale Prozesse dokumentieren. Es liegt in der Dynamik dieser Prozesse, dass gewohnte Rollen dynamisiert werden.

- Die Mehrheit der Bischöfe ist *conditio sine qua non* eines geltenden Beschlusses – aber bischöfliche Autorität allein reicht nicht, sie muss auch überzeugen.
- Autorität reicht nicht, aber Mehrheit reicht auch nicht, denn dafür ist sie zu differenziert. Weder steht deshalb Mehrheit gegen Wahrheit noch eine Minderheitenposition als solche bereits für Wahrheit.
- Kein Synodaler, keine Synodalin hat nur eine Rolle. Die Bischöfe sind als Synodale nicht das Gegenüber, sondern ein Teil des Plenums. In der Gruppe der Kleriker wie der nicht-ordinierten Frauen und Männern finden sich, was ihre fachliche Kompetenz betrifft, Experten wie Laien. Die Bischöfe und die Frauen einerseits, die Kleriker und die Laien andererseits halten sich zahlenmäßig jeweils die Waage.

Überzeugungsarbeit müssen alle investieren:

- Frauen müssen Männer überzeugen und Kleriker Laien;
- Bischöfe müssen Gläubige überzeugen und pastorale Mitarbeiter ihre bischöflichen Vorgesetzten
- Die Jungen müssen die Älteren mitnehmen und Ordensfrauen die Generalvikare
- Diasporakatholiken treffen auf Menschen aus katholischen Hochburgen und Verbandskatholiken auf Vertreter charismatischer Bewegungen
- Konfliktscheue und Streitlustige müssen Wege finden, konstruktiv miteinander zu reden, und diejenigen, die Veränderung wünschen, mit denen, die Veränderung fürchten;

... und das sind nur einige wenige Rollen, die sich munter mischen.

So wird sicher nicht immer Einstimmigkeit, aber hoffentlich differenzierte Einmütigkeit den gemeinsamen Weg bestimmen. Eine gute Konfliktkultur meint den guten, beherzt und verbindlich geführten Streit: Dass wir

1. Hart in der Sache,
2. im Respekt vor der Würde des anderen,
3. im Vertrauen auf seine Wahrhaftigkeit,
4. im Bewusstsein des Menschenmöglichen
5. in einer Haltung der Wertschätzung gegenüber dem Engagement der anderen

kommunizieren und den neuen synodalen Wegen in Deutschland und der Weltkirche vertrauen. Schließlich, und da soll ein letztes Mal Franz-Josef Overbeck zu Wort kommen, schließlich widerspricht „nicht der Konflikt ... dem Leben in ‚Eintracht und Frieden‘, wie eine der Grundformeln

für das Leitbild christlicher Gemeinden im Neuen Testament lautet, [sondern] das Zerbrechen der Gemeinschaft.“⁶

⁶ F.-J. Overbeck, Konstruktive Konfliktkultur. Friedensethische Standortbestimmung des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche Bundeswehr, Freiburg/Br. 2019, 40.